Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wald und Wasser: Beobachtungen eines Laien in Sachsen und Thüringen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Organisation, und dazu ist sie inwendig so zerklüftet, daß einem aufrichtigen, begeisterten Protestanten oft angst und bange um die Zukunft werden kann. Dazu kommt dann, daß die mit Fleiß genährte falsche Vorstellung des Vorhandenseins eines christlichen Staats und einer christlichen Obrigkeit diese neue Entwicklung geradezu hindern muß. Denn in dieser falschen Vorstellung hat das Staatskirchentum und das Landeskirchentum seine Wurzeln, und es sieht sein Ende vor Augen, sobald diese Verblendung der Erkenntnis der Wahrheit gewichen ist. Am Staatskirchentum hängen aber fast alle protestantischen Parteien, fast mit alleiniger Ausnahme der sozialdemokratischen, die wir aber hier, weil sie von ganz andern Ideen getrieben wird, außer Acht lassen können. Man fürchtet, das protestantische Christentum werde einen zu gewaltigen Stoß bekommen durch Abdeckung dieses Notdaches, und die Diener der Kirche sehen voller Sorge in die Zukunft und fragen, wer ihnen dann den Lebensunterhalt verbürgen solle, wenn dieses Notdach abgetragen wäre. Diese Sorge ist verständlich, aber sie ist doch nur ein Verzweifeln an dem echten protestantischen Glauben, eine Verzagtheit, die des Menschen Arm für stärker hält als Gottes Arm.

Es handelt sich doch darum, ob das Staatskirchentum den Grundsätzen des Protestantismus noch entspricht. Ist diese Frage zu verneinen, dann ergeben sich die Folgen ganz von selbst: das Staatskirchentum hält die gesunde Entwicklung wie mit eisernen Ketten gefangen und macht die Kirche zu einer Abteilung des religionslosen Staats, zu einer Dienerin der Mächte, die in dem gegenwärtigen Klassenstaate die Macht in den Händen haben.

Trotz aller Hindernisse aber muß die gestellte Aufgabe gelöst werden. Unser Volk bedarf einer sittlichen Wiedergeburt, wenn es nicht zu Grunde gehen soll. An dieser sittlichen Wiedergeburt mitzuarbeiten haben aber alle protestantischen Christen einen heiligen Beruf.

Bahrdorf E. Schall

Wald und Wasser

Beobachtungen eines Laien in Sachsen und Thüringen

Das Aufblühen der Industrie und die Zunahme der Bevölkerung einer Gegend hängen mit einander zusammen. Auch der Landwirtschaft erwachsen Vorteile daraus. Der Wert des Grund und Bodens steigt; die landwirtschaftlichen Erzeugnisse finden an den Industriemittelpunkten bequemen und lohnenden Absatz; Milchwirtschaft und Gemüsebau werden einträglich. Der Landwirt verdient und wird

dadurch in den Stand gesetzt oder veranlaßt, seine Grundstücke von Jahr zu Jahr vernünftiger und gewinnbringender zu bearbeiten. Er macht alles urbar, wo irgend Ackerkrume zu erzeugen ist. Die vermehrten Abfälle und Düngerstätten ersetzen ihm die teuern künstlichen Düngemittel. Damit schreiten aber zugleich stetig die Entwaldung und die Entwässerung fort, wie sich in neuerer Zeit am auffallendsten in Gebirgslandschaften zeigt. Den Städten rückt der Wald immer ferner. Ortschaften, die früher reine Walddörfer waren, weisen heute breite, wohlangebaute Ackerflächen auf.

Ist aber diese Entwicklung der Verhältnisse für den einzelnen von Nutzen, so macht doch der Volkswirt, dem das Wohl des gesamten Vaterlandes am Herzen liegt, ein um so bedenklicheres Gesicht. Mit der Ausrottung der Wälder, Sümpfe und Landseen, sagt er, entwickeln sich ungünstige Feuchtigkeitsverhältnisse. Die Niederschläge erfolgen ungleichmäßig, ruckweise, die Abflüsse sturzweise. Die Quellen versiegen; die Flüsse sind monatelang wasserarm. Oft halten beide Erscheinungen lange Zeit an, länger, als es für die Landwirtschaft und die Wasserindustrie, teilweise auch für die Schiffahrt wünschenswert ist.

Die Wälder sieht man als Regulatoren der Wasserverhältnisse an. Die Niederschläge finden infolge der über den Wäldern aufsteigenden hemmenden Luftschichten regelmäßiger statt. Die Verdunstung geht langsamer vor sich; Quellen und Rinnsale bleiben dauernd gefüllt u. s. f. Alles dieses fehlt, wo die Wälder fehlen. Gewitterschäden, Wolkenbrüche, Hagel, Überschwemmungen, dann wieder dürre Zeiten mehren sich in dem Maße, als die Waldbestände abnehmen.

Als klassische Beispiele pflegt man die gegenwärtige Wasserarmut des einst so reich gesegneten Palästina, verursacht durch die Abholzung des Libanon, sowie die landwirtschaftlichen Zustände Mittel- und Unteritaliens infolge der planmäßigen Verwüstung der Appeninwälder anzuführen. Ob mit ausreichender volkswirtschaftlicher, geologischer und meteorologischer Begründung, lassen wir dahingestellt. Unleugbar bleibt der günstige Einfluß des Waldes auf regelmäßige Bewässerung.

Fürsorgende Staatsmänner lassen es sich daher mit Recht angelegen sein, möglichst viele Waldflächen, die im Besitze von Privaten dem Untergange entgegengehen würden, für den Staat anzukaufen, um sie für das Gesamtwohl zu retten. So besitzt das Königreich Sachsen, besonders auf den Bergen an seiner Südseite, einen ausgedehnten Waldbestand. Seine stetige Vermehrung ist an sich gewiß lobenswert, und doch hat auch das Übergehen der Privatwaldungen in den Staatsbesitz seine bedenkliche Seite.

Aus Bauernwaldungen werden Staatsforsten. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Arten fällt selbst dem Laien sofort in die Augen. Während die Bauernwälder vielfach wild, fast ohne jegliche Pflege aufwachsen, ist in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staatsforsten überall sorgfältige Kultur zu sehen. In den Bauernwäldern stehen, je nach dem Untergrunde, Birken, Fichten, Erlen, Tannen, Eichen, Kiefern, Buchen und darunter Dornengebüsch, Brombeerranken, Haselstauden, und wer weiß noch was, oft bunt durch einander. Klein und groß wächst zwischen und in einander. Den Boden bedeckt dichtes Moos, Heidekraut, Heidel- und Preißelbeeren und hie und da dichtes Gras. Löcher und sumpfige Stellen erschweren das Durchdringen des Waldgewirrs.

Ein ganz andres Bild bietet der Staatsforst. In gleichmäßige Schläge eingeteilt, in durchgehenden Parallelen gepflanzt, regelrecht durchgeforstet und ausgeästet, von wildem Untergehölz und Gestrüpp gesäubert, durch tiefe Gräben entwässert, von hellen Wegen durchzogen stehen die Baumreihen da wie in einem Park. Für das Auge des Forstmannes und den Säckel des Fiskus ist der „rationell" bewirtschaftete Wald sicherlich angenehmer als der wild bewachsene, ungepflegte; ob aber auch für das Auge des Volkswirtes?

Sehen wir uns die Bäche reich bewaldeter Gegenden in ihrem Oberlaufe an, wo sie in der Regel ein starkes Gefälle haben. Im vorigen Jahre hat es genug geregnet, und doch waren die Bäche in ihren Hauptbetten fast immer leer, und nur die Mühlengräben ausreichend gefüllt. Auch diese pflegen nach wenigen regenlosen Tagen im Sommer sehr schnell an Tiefe abzunehmen, und in dürren Jahren stehen die Mühlen still.

Nun erzählt man uns, daß vor fünfzig und mehr Jahren auf denselben Bächen, wenn auch mit Hilfe von Teichen, schwunghafte Flößerei getrieben worden sei, daß damals auch die Hauptbetten in der Regel reichlich Wasser gehabt hätten. Fragen wir nach dem frühern Waldbestande, so zeigt man uns allerdings größere Ackerflächen, die früher bewaldet waren. Unmittelbar an oder gar mitten in den Gebirgen trägt aber die Abnahme nicht den zehnten Teil des ehemaligen Bestandes aus. Die Abnahme des Wassers steht dazu in keinem Verhältnis. Dieselben Alten erzählen uns aber auch von großen Sümpfen und Teichen und dem einst viel mehr urwaldartigen Zustande der Wälder auf den Höhen. Offenbar ist an der Unregelmäßigkeit des Wasserbestandes weniger die Abnahme des Umfanges der Wälder, als die Ausmerzung der natürlichen Schutzvorrichtungen, der Sammelpunkte des Wassers in den bestehenden Wäldern schuld. Die Waldkultur schadet dem Wasserverhältnisse. Bei nur einiger Beobachtung erweist sich dieser Satz als unumstößliche Wahrheit.

Ist der Regen nicht bedeutend, so erreicht er, besonders im Hochwalde, den Boden überhaupt nicht, oder doch nur in vereinzelten Tropfen. Die Feuchtigkeit wird teilweise von den Baumkronen eingesogen, teilweise verdunstet sie. Auch mittelstarke Strichregen verbraucht der Wald, ohne sie so reichlich wieder zu verdunsten oder abfließen zu lassen als selbst Wiesengründe. Baumwurzeln und kleines Gewächs verzehren schneller und mehr, als man glaubt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das, was die Baumkronen an Wasser durchlassen. Lange andauernder Regen dringt ja nun in Mengen bis zum Waldboden durch und liefert reichlichen Vorrat für Quellen und Bäche. Aber hier tritt der Nachteil der Waldkultur zu Tage. Das niedergesunkene Wasser hat in den lichtern Kulturwäldern nicht genügenden Schutz gegen Wind und Sonnenwärme. Beide saugen ein gutes Teil des Wasserschatzes wieder auf. Schlimmer aber noch wirken die tief angelegten, sauber gehaltnen Entwässerungsgräben und der Mangel an Sümpfen. Die kleinen Rinnsale finden schnell ihren Weg in die Gräben, und in diesen eilt das Wasser noch schneller hinab in die Bäche. So lange es regnet, sind daher die Bäche gefüllt, oft sogar überfüllt. Sobald es aber aufhört zu regnen, werden sie um so schneller leer, je besser ihre Ufer „regulirt" sind. Schlimm steht es bei Gewitterregen. Da stürzen die Wassermassen unaufhaltsam zu Thal, treten teilweise vernichtend auf, um nach wenigen Stunden schon größte Leere hinter sich zu lassen. Ganz anders ist das in weniger gepflegten Wäldern. In diesen ist der Abfluß auf Wochen und noch länger verteilt. In Löchern, Lachen, überwachsenen Gräben, Sümpfen, Teichen, im buschreichen Wiesenboden und im dichten Moosgrunde bleiben große Wassermassen zurück, sickern langsam durch den Boden und speisen so aus ihren Vorratskammern lange Zeit mit mäßigem, aber regelmäßigem Zufluß die Bäche. Auch die Schneemassen des Winters, die ja auch der Kulturwald, besonders an der Winterseite der Berge, schützt, halten sich in wilden Waldungen länger, oft bis gegen den Sommer hin.

Ließen sich daher unkultivirte Bauernwälder auf die Dauer erhalten, so wäre das für die Wasserverhältnisse gewiß günstig. Wo das aber nicht wahrscheinlich ist, wo ihnen in näherer oder fernerer Zeit Vernichtung, Umwandlung in Ackerland droht, da ist es immer besser, wenn der Staat sie beizeiten ankauft. Doch sollten sich die Forstmänner angelegen sein lassen, dem Hauptzwecke dieses Ankaufs nicht mit Gewalt entgegenzuarbeiten. Sümpfe und natürliche Teiche sollte man unberührt lassen. Bringt doch ihre Entwässerung sehr häufig bei weitem nicht den Nutzen, der erforderlich ist, die Zinsen der Entwässerungskosten zu decken, oft gar keinen. Wir haben Hochmoore gesehen, die von mehr als drei Meter tiefen Gräben um- und durchschnitten wurden, und deren Bepflanzung dennoch, ja infolge dessen völlig mißglückt war. Wo früher Erlengebüsch, einzelne Birken, hier und dort auch mächtige Tannen standen, wo dichtes Sumpfmoos und Gras eine schöne grüne Decke bildeten, findet sich jetzt vereinzeltes Heidekraut und kümmerliches Brombeergesträuch. Die Anpflanzungen aber sind verdorrt auf dem halbreifen Torfgrunde. Man sollte mit derartigen Kulturen, wie überhaupt in Bezug auf Entwässerungsarbeiten, in den Staatsforsten vorsichtiger sein. Bekanntlich wird ja bei angekauften oder neu angelegten Wäldern das Anlagekapital ungünstig verzinst. Der Hauptgrund der Vermehrung der Staatsforsten ist aber doch auch nicht der, die Staatseinnahme zu erhöhen. Was schadet ein noch größerer Zins-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verlust gegenüber den Verlusten, die der Landwirtschaft und Industrie durch diese zu „rationelle" Forstkultur erwachsen, sowie gegenüber dem Verlust der vielen Millionen und dem unsäglichen Elend, das oft eine einzige Überschwemmung verursacht?

Es dürfte an der Zeit sein, besonders den Forstverwaltungen, die ihre Reviere in den Gebirgen, auf den Höhen haben, eine Mahnung zugehen zu lassen, daß sie das Wohl der Gesamtheit nicht durch gar zu „rationelle" Waldkultur schädigen.

Aus den Tagen der Zensur

Preßfreiheit und daneben den Galgen! sagte im preußischen Vereinigten Landtag ein pommerscher Gutsbesitzer, Herr von Thadden, derselbe, der ein Jahr später seine Söhne in das Lager des Kroatenbans Jellacich schickte, damit sie noch einen Ritter von altem Schrot und Korn kennen lernen sollten. Preßfreiheit und daneben den Galgen! Das scheint auch heutzutage wieder die Losung auf mancher Seite zu sein. Sollten manche „Blüten der Preßfreiheit" geknickt werden, so würde kein Vernünftiger darüber trauern; möchte es nur gelingen, den Privatdozenten des Anarchismus das Handwerk zu legen, Bühne und Tagespresse wieder von der Schweinerei zu säubern, die sich sous l'arbre de la liberté so üppig entwickelt hat. Allein es gewinnt den Anschein, als sollten wieder einmal die Lehren der Vergangenheit unbeachtet gelassen werden. Der große Segen, den wir uns dereinst von der Aufhebung der Zensur versprachen, ist ausgeblieben; niemand wird behaupten, daß heute besser geschrieben werde als damals, und nicht die Zensur hat, wie wir jetzt wissen, das Erscheinen großer Dichter verhindert. Dessenungeachtet kann niemand der Wiederherstellung der Zensur das Wort reden, weder der offnen, wie sie bis 1848 bestand, noch der verkappten der spätern Zeit. Vor allem die letztere Art übte den nachteiligsten Einfluß aus.

Franz von Florencourt — mancher Leser erinnert sich vielleicht, von einem streitbaren Jesuitenpater dieses Namens gehört zu haben, der irgendwo in Tirol für die Glaubenseinheit wirken soll. Wahrscheinlich war dessen Vater der vor vierzig bis fünfzig Jahren vielgenannte Publizist, der als einstiger Burschenschafter zuerst im Sinne eines gemäßigten Liberalismus namentlich für die litterarische Beilage der Hamburger Börsenhalle gehaltvolle Aufsätze lieferte, dann den Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde entgegentrat, im Jahre 1848